Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 1 (1897-1898)
Heft: 6

Artikel: Im Bann der Heide [Schluss folgt]
Autor: Haggenacher, Otto
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-662686

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 24.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sie wandern und das Jahr vollbringt den Lauf,
Da grüßen jubelnd sie den Ocean,
Ein britisch Fahrzeug nimmt den Heil'gen auf,
Doch sein Gebet zieht leuchtend ihm voran.

In der Abtei, wo Englands Helden ruhn,
Auf des Apostels Grabe kniet es still,
Die Hände faltend wie die Engel thun
Und ruft in jedes Ohr, das hören will:

„O sieh den Jammer, dem kein andrer gleicht,
O sieh den Hiob in der Völker Zahl!
Gesegnet wer die Bruderhand ihm reicht
Und heilt der Menschheit grauses Wundenmal." *)

*) Die letzten Zeilen sind der Grabschrift David Livingstones in der Westminster-Abtei entnommen.

Nachdruck verboten.

Im Bann der Heide.

Erzählung von Otto Haggenmacher.

Auf weiter Heide schaut ein ärmliches Dorf von niederm Hügel hinaus in die Lande. Nur fern im Süden tauchen am Gesichtskreise blaue Bergzüge auf; nach allen andern Himmelsrichtungen schweift der Blick ungehemmt ins Unendliche. Spärliches Buschwerk bekleidet die Erdwälle, die, erstarrten breiten Wogen ähnlich, sich gleichförmig durch die Ebene hinziehen; da und dort erhebt sich verkümmertes Gehölz. In den Mulden zwischen den Erdwällen breiten sich bald grüne Rasenflächen aus, bald Moore voller Tümpel, bald eigentliche Sümpfe, deren Oberfläche eine braune Moosdecke tückisch überzieht. Wehe dem Wanderer, der sich wegunkundig hier verirrt!

Es ist stundenweit bis zu den nächsten, ebenso ärmlichen Dörfern und mehrere Meilen bis zu dem Städtchen, das an den letzten Ausläufern jener Berge im Süden liegt. Nur schlechte, oft sich ganz verlierende Wege führen von Ort zu Ort. Welchen Reiz vermöchte diese öde Heide zu bieten?

Und doch; es weht über ihr und in dem ärmlichen Dörfchen eine köstliche, reine, würzige Luft, frei von dem Qualm der Essen und dem schweren, dumpfen Brodem der Städte. Die Dorfbewohner leben vom Ertrage der Herden; junge Hirten treiben das Kleinvieh, Schafe und

Ziegen, in weitem Umkreise auf die zerstreuten magern Grasflächen. Von Getreide gedeiht hier herum nur spärlicher Hafer, dessen Frucht das Brod geben muß zu der Nahrung, welche die Herden bieten. Tag und Nacht unterhält das Feuer auf dem Herde der Torf, dessen Rauch bläulich aus den Schornsteinen aufsteigt und sich oft wie ein zarter Schleier weit über das Gefilde hinzieht. Die meisten Häuser sind aus Lehm gebaut, nur zwei oder drei, darunter das Schulhaus, aus Stein aufgemauert; fast alle aber sehen reinlich aus, durch saubere Wege miteinander verbunden.

Etwa zweihundert an der Zahl, bilden die Bewohner eine weltabgeschiedenen Gemeinde. Ihr Leben gestaltet sich ungemein einfach. Ihre Bedürfnisse entsprechen den Verhältnissen. Sie wissen sich mit wenigem zu begnügen; wüßten sie's nicht, sie mußten es. Sie sind dabei zufriedener und glücklicher als unzählige im Getriebe und Gewühle glänzender Städte. Es ist auch schon viele Jahre her, seit einmal eine kleine Aufregung wegen der Wahl des Gemeindevorstehers die Bürger entzweite. Längst herrscht wieder Friede. Protestanten und Katholiken, ungefähr in gleicher Zahl, besuchen das gemeinsame Gotteshaus, die Kapelle auf dem höchsten Punkte des Hügels, worauf das Dörfchen steht. Die Gemeinde hat keinen eigenen Geistlichen; oft erst nach einigen Wochen trifft ein Kaplan oder ein Prediger zu gottesdienstlicher Verrichtung ein, und dann sieht man die Anhänger der verschiedenen Glaubensbekenntnisse friedlich mit einander dem einen Gotte dienen. Der Hauch des wundersamen Heidefriedens weht durch die Herzen dieser einfachen Menschen.

Also doch ein Schulhaus auch in solcher Einsamkeit, bei diesen wenig begüterten Leuten, um die sich die Beamten des großen Reiches nur dann bekümmern, wenn sie die Steuer heischenden Hände ausstrecken! „Nehmen ist seliger, denn geben" heißt es ja in aller Welt, wo irgend die Menschheit mit mehr oder weniger Weisheit und Gerechtigkeit regiert wird. Aber „geben ist seliger, denn nehmen" dachte vor bald zwei Menschenaltern ein Bürger des kleinen Heidedorfes. Der war in jungen Jahren von heftigem Wandertrieb ergriffen worden, hatte das Ränzel geschnürt, eine weite Walz als Mechaniker durch die Welt angetreten, sich in harter Lebensarbeit ein Vermögen erworben und in seinem Testamente eine Summe festgesetzt, woraus in seiner Heimat ein Schulhaus gebaut und ein Lehrer gehalten werden konnte. Nach seinem Tode sagten sie in der Stadt, wo er zuletzt gelebt hatte: „Ein seltsamer Kauz! So schönes Geld unnütz in die Heide hinaus zu vergraben!" Denn diese Städter waren ja sehr weise, wie andere es auch sein sollen. Im Heidedorfe jedoch bewahrte man dem Verstorbenen eine dankbare Erinnerung und erfüllte treu seinen letzten Willen.

Das Schulhaus ist ein bescheidenes Gebäude. Im Erdgeschoß befindet sich ein geräumiges, helles Lehrzimmer; darüber bieten vier einfache Wohnzimmer Raum genug für den Haushalt des Lehrers. Der Dachraum enthält noch zwei Kammern. Die Zinsen der Schenkung reichen für eine allerdings recht bescheidene Besoldung aus. Wer aber mag in dieser einsamen Heide Lehrer sein? Entweder nur ein Mann von großer Genügsamkeit oder dann einer, der an den Klippen des Lebens Schiffbruch gelitten, ob durch eigene oder fremde Schuld, und der nun froh sein muß, hier noch eine letzte Zufluchtsstätte vor gänzlichem Untergang gefunden zu haben. Bei dem ersten Lehrer, der hier des Amtes waltete, traf das freilich nicht zu. Aus dem Heidedorf selbst stammend, bekleidete er aus eigenem Antrieb und aus Liebe zur Heimat die Stelle. Der jetzt des Amtes wartet, ist ein Fremder, aber ein würdiger Nachfolger des frühern.

Bevor er in die Gemeinde zog, sah er ein gut Stück Welt, viel mehr, als Tausende und Tausende in der sogenannten großen Welt, die sich auf ihre Erfahrung und Weltkenntnis viel zu gute tun. Der Sohn eines unbegüterten Handwerkers, zum Lehrer in einem staatlichen Seminar herangebildet, und zwar mehr nach dem Willen des harten Vaters als aus eigener Wahl, trat er einst nicht sogleich in das Lehramt, sondern mit Lust und Liebe in den Heerdienst ein, focht in der Lombardei bei Magenta und Solferino gegen den dritten Napoleon, ward schwer verwundet und für seine Tapferkeit und manche treffliche Leistung vom Unteroffizier zum Lieutenant befördert. Des Dienstes nach dem Kriege ehrenvoll entlassen, eilte er nach den Vereinigten Staaten, als dort der Kampf gegen die Sklaverei begonnen hatte. Nicht rohe Lust am Kriege bestimmte ihn dazu, sondern die Begeisterung für eine große Sache der Humanität. Unter General Sherman machte er den kühnen Zug nach Atalanta im Süden mit, und er stand vor Richmond, als diese letzte Burg der südstaatlichen Sklavenhalter fiel. Hernach trieb ihn heftige Sehnsucht wieder ins Vaterland zurück. Und auch an ihm bewährte nun die Liebe ihre Macht; sie verlieh ihm die Kraft, den Kampf gegen eine Welt von Vorurteilen und Hindernissen zu wagen und tapfer durchzuführen. Als Hauslehrer auf einem freiherrlichen Schlosse gewann er sich ungesucht das Herz der jungen Tochter des Hauses. Allen Vorstellungen und Drohungen der Ihrigen zum Trotze wollte sie von dem Lehrer nicht lassen. „Pfui, pfui!“ tutschelten oder schrieen auch laut die Leute von Standesbewußtsein über die „verlorene“ Klara. Diese ließ sich aber durch nichts irre machen; das Recht der Liebe galt ihr mehr als das Vorurteil des Standes. Es gibt nun einmal so „eigensinnige“ Leute. Klara und der „elende Schulmeister“ waren nun in der „guten“ Gesellschaft Geächtete und Verach-

tenswerte. Sie entzogen sich gewaltsamer Trennung durch die Flucht; diese gestaltete sich für die beiden Treuen zunächst zu einem Wettlaufe nach dem Elend. Kümmerlich fristeten sie ein Jahr lang ihr Leben durch Unterricht; aber sie hielten den Kopf hoch. Die Behörden glaubten den Frevel des Schulmeisters an der Gesellschaftsordnung dadurch strafen zu müssen, daß sie ihm eine Anstellung verweigerten. Da hörte der also Geächtete, Joseph, die Lehrstelle im Heidedorf sei frei geworden. Er meldete sich, ward gewählt und lebte nun mit seiner Gattin Klara da draußen im Heidefrieden still seinem Amte.

War je eine Ehe im Himmel geschlossen, so diese. Beide Gatten hatten auch ihre Fehler. Leicht aufwallender Zorn Josephs, reizbare Empfindlichkeit Klaras drohten in den ersten Zeiten etwa ein Gewitter am Ehehimmel heraufzuführen. Doch immer lösten sich die Wolken bald wieder auf und das Glück blieb. Der tiefste Grund der Gemüter ward von den Erregungen leidenschaftlicherer Natur doch nicht berührt. Mit den Jahren rangen sich beide zu edler Gelassenheit durch. Jedes hatte für das andere aus unbedingter Hingebung das Opfer einer ansehnlichern und angenehmern Lebensstellung gebracht; jedes suchte durch herzliche Freundlichkeit das andere mehr und mehr vergessen zu lassen, was ihm das Leben an anderm Orte an größerm äußern Wohlstande hätte bieten können. Und jedes zitterte bei dem Gedanken, das andere einmal zu verlieren; denn beider Dasein war in der Tat nur noch eines. Wo blieb da die Mißheirat? Die Gesinnung adelte beide.

Und überdies die Freudigkeit, womit sie ihrem Berufe oblagen. Wenn Joseph sah, wie die Schulkinder, so ganz unverdorbene Leutchen, freudig, lernbegierig, dankbar sich anzueignen suchten, was er ihnen mit erzieherischem Geschicke, des Stockes nicht bedürftig, darbot; wenn die Augen dieser Kinder aufleuchteten, führte er sie zu neuen Dingen über oder wiesen sie ihm mit einem gewissen Stolze gelöste Aufgaben vor, dann fühlte er sich gerade so gehoben, so voll innerer Genugtuung, wie der berühmteste akademische Lehrer vor einer Zuhörerschaft von Hunderten Gebildeter. Hinderte ihn Unwohlsein, so übernahm Klara sein Amt, und sie genoß mit Recht nicht geringeres Ansehen bei der Schülerschaft. Sie unterrichtete zudem die Mädchen in weiblicher Handarbeit. Manche Mutter, erstaunt über die Kunst ihrer Tochter und beschämt, von dieser übertroffen zu werden, ließ sich von Klara an langen Winterabenden noch in Handarbeit fördern, so weit es eben ging. Saßen die Frauen auf Besuch unter sich zusammen, so fielen manchmal Bemerkungen, wie: „Was für zarte Hände doch die Frau Lehrerin hat, so klein, so ganz andere, als unsere rauhen und breiten. Man merkt eben immer noch, woher sie

kommt"; oder: „Und das feine Gesicht dazu. Solche Leute sind halt anderer Natur. Aber wie freundlich und leutselig sie doch ist, ganz wie der Lehrer"; oder: „Und sie bleibt doch immer gleich schön und fein, ob sie schon wie eine Magd wäscht und scheuert und dem Lehrer im Garten Gemüse pflanzen hilft. Und wie alle die schönen Blumen im Garten und vor dem Fenster unter ihrer Pflege gedeihen"; oder: „Wie ihre Blumen, so die Schulkinder unter ihrer und des Lehrers Zucht".

Das ließ sich Klara in ihren Mädchenjahren nie träumen, daß sie einmal der Gegenstand wohlwollender Kritik der Frauen eines Heidedörfchens werde. Man weiß doch nie, wie es mit einem noch kommen kann. Sicher ist, die Mütter führen im Urteil über den Unterricht das bedeutsamste Wort, aus innern und äußern Gründen. Die Männer des Heidedorfes hielten es wie die an andern Oertern auch; sie faßten am Lehrer und seiner Gattin mehr die ganze Person ins Auge. Daß beide trefflich unterrichteten, galt ihnen wohl viel, noch mehr aber das, was Joseph auch für die ganze Gemeinde war, ein trefflicher Gemeindegenosse, ein guter Ratgeber, im Tun und Lassen ein Vorbild. Wie manches war seit seinem Einzuge im öffentlichen und häuslichen Leben anders und besser geworden. Vorsichtig und bedächtig, wie es bei Bauern und Hirten geschehen muß, brachte er seine Pläne vor. Zuerst widersprachen die Zuhörer; dann grübelten sie einige Monate darüber nach und schließlich willigten sie ein. Zuweilen half auch das stärkere Mittel, das Gegenteil des Erstrebten vorzuschlagen, so daß aus konservativem Trotz oder aus reinem Widerspruchsgeiste das von Joseph heimlich Gewünschte ausgeführt wurde. In die Zusammenkünfte in der einzigen Dorfschenke brachte er einen bessern Ton. Er setzte sich von Zeit zu Zeit unter die Gäste und trank auch sein Gläschen Branntwein; ein anderes Getränke gab es in der Heide und für die Dürftigkeit der Bewohner nicht. Aber er trank nur eines, höchstens zwei, und war doch vergnügt dabei, und der eine und andere lernte ihm das ab; und dem Wirte war es auch recht, da er die Schenke nicht aus Beruf hielt, sondern weil nun einmal doch eine im Dorfe sein mußte. Oft baten die Gäste Joseph, ihnen von seinen Erlebnissen in der Welt zu erzählen. Das tat er dann gerne; denn so wurde die Schenkstube zur Schulstube für die Erwachsenen. Sie hörten in lautloser Stille zu, vergaßen darob das Trinken und gingen mit ihm heim. Und oft sagten sie: „Daß er nur hier bleiben mag; was hat er denn bei uns? So einer gehört in eine Stadt." Die guten Leute begriffen es gar nicht, daß Josephs Heirat ihm eine andere Stellung unmöglich gemacht haben sollte, und noch viel weniger, daß er aus idealer Begeisterung für das Lehramt an so weltverlassenen Menschen hier bleiben

könnte, auch wenn ihm eine bessere Stellung winkte. Und doch war Joseph dazu entschlossen. Wozu ihn sein Vater einst gezwungen, das war ihm jetzt eine Lust. Er und seine Gattin fühlten, daß sie hier ein gesegnetes Arbeitsfeld unter dankbaren, wenn noch so einfachen Menschen besaßen. Das Dichterwort erfüllte sich an ihnen nicht, wie leider an so vielen: „Im engen Kreis verengert sich der Sinn.“ Sie hielten das Auge des Geistes auch hier für die weitere Welt offen. Der Kaplan und der Prediger, beide längst Hausfreunde, erfüllten bei ihren Besuchen immer gerne die Bitte, gute Bücher und Zeitschriften mitzubringen.

Alles in allem, die Lehrersleute hätten jeden belächelt, der gemeint hätte, sie seien nicht glücklich. Und doch fehlte ihnen zum vollen Glücke noch eines. Sie waren noch nicht Eltern.

Eines Tages, als Joseph unten in der Schulstube lehrte, blickte Klara von ihrer Näharbeit am Fenster auf und schaute den Schwalben zu, die um das Nest unter dem Dachvorsprung schwebten, gar zierlich sangen und ab und zu ihren Jungen eine erhaschte Beute zuführten. Die noch unflüggen Vöglein streckten von Zeit zu Zeit ihre Köpfchen laut schreiend und mit weit geöffneten Schnäbeln aus dem Neste empor. Als Klara eine Weile dem artigen Treiben zugeschaut, ergriff sie ein tiefer, tiefer Schmerz, und purpurne Röte übergoß ihre Wangen. „Glückliche Geschöpfe!“ seufzte sie. Dann sank sie in den Stuhl zurück und schluchzte und dachte an den gräßlichen Wunsch, den ihr jähzorniger Vater kurz vor ihrer Flucht aus dem Schlosse in der Trunkenheit ausgesprochen hatte, die Ehre des Hauses möge nie durch einen bürgerlichen Sprößling geschändet werden. „O Gott, kannst du denn solchen Wunsch erhören?“ In der Schulstube entstand das Geräusch, das die Beendigung des Unterrichtes anzeigte. Schnell faßte sich Klara. Sie wusch sich die Augen und zwang sich, wie gewohnt dem geliebten Manne heiter zur Treppe entgegenzugehen. In der Stube sah er sie mit prüfenden Blicken an: „Du hast geweint, Klara!“ Sie errötete und schwieg; denn nie sollte eine Unwahrheit aus ihrem Munde ihn betrüben. Er aber wußte wohl, warum sie geweint hatte; Andeutungen von ihrer Seite in den letzten Zeiten verrieten ihm ihren geheimen Kummer. „Weine nicht!“ bat er und streichelte ihr die lockig gewellten Haare an den Schläfen. Seine Stimme bebte nicht und doch hatte sie einen eigentümlichen, ungewöhnlichen Klang. „Ich gehe noch in den Garten, die großen Nelken fester zu binden. Kind, bereite mir heute das Hafergericht besonders gut, ich habe einen wahren Wolfshunger.“ So scherzte er noch scheinbar, ging in den Garten und verbiß seinen Schmerz unter der Arbeit. Nach einer halben Stunde kam er wieder herauf, und beide setzten sich mit den zwei andern Hausge-

Was fehlt dir, Großmutterle?

nossen, der alten Dienerin Dorothea und dem vierzehnjährigen Hansl zum einfachen Male, diesmal die Unterhaltung den andern überlassend. Tiefer Kummer ist schweigsam. Bald rückten die Schulkinder wieder ein. „Hörst du, sie kommen wieder, unsere Kinder!“ riefen gleichzeitig die Gatten aus, und auf den letzten zwei Worten lag ein besonderer Ton. Hansl verstand ihre tiefe Bedeutung nicht, wohl aber die alte Dorothea, welche aus dem Tone des Ausrufes die wunderbare Weichheit schwerer Entsagung und zugleich heiligen Entschlusses herausgefühlt hatte. Als Hansl und der Lehrer weggegangen waren, ergriff Dorothea leise die Hände Klaras und sagte bewegt: „Liebe Frau, was ihr beide vorhin von den Schulkindern gesagt habt, das wird euch gewiß der Himmel noch herrlich lohnen.“

(Schluß folgt.)

Nansens Nordpolexpedition.

Von E. Weiß.

Die Reise.

a. Fahrt im offenen Wasser.

Es war in der Morgenfrühe des 21. Juli 1893, als die „Fram“ auf der kleinen Rhede von Vardö, dem nordöstlichsten Hafen Norwegens, die Anker lichtete und hinausfuhr in die Fluten des nördlichen Eismeeres. Ein dichter Nebel, bleiernschwer, lag über den Wassern, alles grau in grau. Tagelang fuhr das Schiff nach Osten. Endlich brach die Sonne durch und das Gänseland auf Nowaja-Semlia kam in Sicht. Nun wurde der Kurs südwärts genommen.

Man fuhr in die Jugorstraße ein, einen schmalen untiefen Meeresarm, der sich zwischen der menschenleeren Insel Waigatsch und dem Festlande von Europa hinzieht. Am Südufer dieser Straße liegt weltfern und verloren ein kleiner Ort, Chabarowa. Er besteht nur aus wenig Holzhäusern, hat aber trotzdem 2 Kirchen. Dorthin kommen alle Jahre die russischen Händler und erwerben im Tauschhandel von den Samojeden kostbare Felle. Dann herrscht frohes Leben in dem Ort, umsomehr, als bei diesem Handel der Branntwein eine große Rolle spielt. Nach beendigtem Geschäft ziehen die Händler wieder südwärts und der Samojede wendet sich wieder hinaus in die Tundra. Dann liegt der Ort fast ganz verlassen und ruhig da. In der Nähe von Chabarowa warf die „Fram“ Anker, denn hier sollten 30—40 sibirische Schlittenhunde an Bord genommen werden, die ein russischer Händler für die Expedition bereits